

Wir wollten Tafi del Valle auf dem steilen und nicht ungefährlichen Wege über die „Cumbre de la Saca guacho“ erreichen, aber nachts hatte es geregnet, und bevor wir die eintönigen Zuckerrohrfelder verließen, begegnete uns Don Julian Masja, unser alter Käsehändler. Temperamentvoll drehte er seine schmalen Indianerhände hin und her: „Reitet ja nicht auf diesem Weg — er ist nach dem Regen glitschig, fumpfig und unpasseierbar.“ Da wählten wir den weiteren durch das „Bentanito“ (das Fenschen) auf dem zur Erntezeit die Bergleute in die Zuckerrohrfelder zu kommen pflegen.

Endlich haben wir Canja, Drahtgäule und Haisfäden überwinden und sind im Urwald. Mannshoher Farn rückt unter den gewaltigen Vorbeeren und Quebracho colorado-Bäumen, deren Holz so fest und schwer ist wie Eisen. Halb wilde Pferde und Rinder haben Pfade in diese Wildnis getreten, denen wir folgen. Oft geht es sehr steil, in Wassertrüben bergauf — es kommt manchem unwillkürlich vor, dabei im Sattel zu bleiben, ist hier aber durchaus üblich — und immer wieder kreuzen wir steile, durch deren schäumende Wassertrüben und spitzsteinige Betten unsere Mulas mit großer Selbstverständlichkeit uns tragen.

Wir bleiben diese erste Nacht in dem Rancho von Holzstäben, der mit anderen zusammen an einer weiten, schönen Lichtung liegt. „Negro Potero“ heißt sie und ihre Bewohner sind arme Teufel, die um das dürftigste tägliche Brot dem reichen Citicaco frönen, dem diese vielen Weilen weiten Wälder gehören. Es übernachtet ein reicher Criollo dort mit uns zusammen, der in dem Besitz eines fabelhaft schönen Maulkieres ist und sich in einen Bicunapongo hüllt, den ich auf mehrere hundert Peso taxiere. Unausgesehnt kredenzt sein Diener ihm das Nationalgetränk, den süßen Mate, der durch ein Silberrohrchen aus kleinem rundem Rohr getrunken wird. Don Felipe legt Wert darauf, mit ihm am folgenden Morgen gemeinsam weiterzureiten, aber nach kurzer Zeit weigern wir uns, das Bettrennen mitzumachen. Tiere sind keine Maschinen. Meine Geduld reißt endgültig, als Felipe, um sich nicht aufzuhalten, das gute kleine Packmula daran hindert, im Fluß zu trinken. Ich erkläre ihm, daß wir die Natur zu genießen wünschen und nicht sehen wollten, „wer am schnellsten reiten kann“. Gringos! (das ist der Spottnamen für uns Europäer) denkt Felipe sichbar und verachtungsvoll.

Die Natur ist unbeschreiblich schön und wechsellöblich. Wir reiten durch Domgewölbe von Lorbeerbäumen, die mit Orchideen und Lianen umspannen sind — zwischen altersgrauen, blätterlosen Stämmen, die Schaleier von langem, grauem Bartmoos tragen, über grünen Grund, auf dem gelbe Anemonen blühen, während in den Felsen bunte Begonien leuchten und die hohen Büsche der wilden Fuchsen ihre Blüten wie Blutstropfen über den Weg hängen. Manchmal begegnen wir starkem halbwildem Vieh. Wild gibt es gar nicht. Nur Papageien, Eingewögel und Schmetterlinge — und Murmeltierchen, die drolligen kleinen Coys.

Loba, das zierliche Wölfschen, läuft tapfer mit, aber am zweiten Tage merke ich, wie müde sie wird. Da will ich sie heimlich, um bei Felipe nicht in den Verdacht rettungslosen Schwachsins zu geraten, zu mir auf den Sattel nehmen und bereitere dabei mein Wissen durch eine nachdrückliche Erfahrung. Geht man hinter einem Pferd vorüber und packt es fest in den Schwanz, so heilt es nicht — das gleiche Verfahren regt dagegen ein Mula zu dieser Tätigkeit scheinbar außerordentlich an. Ich sammle mein armes Gebel und die Loba auf, und wir traben hinter den anderen her.

Immer mehr der steilen Wassertrüben tauchen auf. Eine geradezu braufende Vegetationsfülle führt von den Felswänden: Papirus, Bambus, Rankpflanzen aller Art. Als wir am „Bentanito“ sind, dem Felsloch auf dem Glat, das dem Weg den Namen gibt, durchdringt die Täler, die sich zu beiden Seiten von uns ausbreiten. Während wir dort halten — zu Don Felipes verständnislosem Groll — und uns an der Schönheit freuen, kommt ein Trupp Bergbewohner von Santa Maria uns entgegen, der zur Ernte nach Tucuman hinunterzieht. Sie reiten ihre kleinen zähen Pferdechen meist familienweise. Die Frauen in ihren farbenfrohen Kleidern und der schwarzen Manta um das braune Gesicht, haben immer einen Sprößling auf dem Schoß und ein bis zwei liegen irgendwo hinten auf der Pferdekruppe. Das heißt man hierzulande „en anca“ reiten und würde in einem heimatischen Zirkus immerhin Eindruck erwecken. Die Männer tragen der leuchtend roten Poncho von Santa Maria und haben die älteren Familienjahrgänge hinter sich. Große Mädchen sitzen immer

seitwärts und trommeln vergnügt mit den nackten Beinen in Lachschuhen auf den geduldeten Pferdechen, denen vergnügt sind sie alle und Lachschuhe gehören bis in den tiefsten Urwald hinein zum guten Ton. „Que le paga bien!“ (daß es Euch wohl gehen möge!) grüßen wir uns gegenseitig zum Abschied. ... Steilab geht es vom Grat. Dann wechselt, weniger steil, bergauf, bergab. Weite Steinflächen durchreiten wir, unterbrochen von niedrigen Gestrüpp und kurzem, saftgrünem Gras — ein Eldorado für unzählige Kindvieh. Reher uns braust der Rio de la Angostura. „Da ist die Tafel del Valle“, sagt Don Felipe einige Stunden später. — „Wo?“ Man sieht die Berge sich um ein Tal zu Einzelgruppen gliedern, aber in diesem Tal scheint nichts zu sein als herrliche Hängegärten. Er lacht. „Tafel hat über 200 Einwohner, Kirche, Schule und Warenläden.“ Nach einstufigem Ritt in der glühenden Nachmittagssonne sehen wir das erste Haus, dann folgt Gehört auf Gehört — jedes verhält sich zu einem Weiden, wie wir sie nicht kennen, deren mehrere Meter lange Zweige wie grüne Wasserfälle rieseln. In den Koppeln großen zwischen den Kühen und Pferden auch Vamas und bäugigen uns neugierig aus großen, dunklen, langbeinigen Augen. Der Rio de la Angostura teilt den ausgebreiteten Ort in zwei Teile. In der Regenzeit durchflutet dann ist er zu Pferde unpasseierbar, und eine Brücke gibt es nicht. Auf den unteren nünftigen Gedanken, jemals zu Fuß zu gehen, kann überhaupt nur ein verrückter Gringo kommen.

Etwas erhöht, mit wundervollem Blick über das Tal, den Fluß und in die Berge haben die Jesuiten sich eine Sommerfrische geschaffen. Ein liebenswürdiger Vater zeigt uns am folgenden Tage dieses Refugium der erholungsbedürftigen Tucumaner Geistlichkeit und führt uns voll Stolz in die kleine Kirche. Am überaus herrlichen aber war mit der herrliche Obstgarten unseres Vaters, des lustigen alten Senor Robredo, in dem die köstlichsten Birnen und Äpfel in einer Höhe von 2000 Meter wachsen.

Unsere einfache Lehmhodenstube liegt an der sehr belebten Dorfstraße. Sie hat nur eine Tür und kein Fenster. Natürlich steht diese Tür den ganzen Tag über offen, und auch als wir weiter in die Berge auf Guanacajaga gehen, bleiben unsere Sachen ruhig in dem offenen Zimmer an der Landstraße. „Stehlen“ scheint in dieser Ortschaft ein unbekannter Begriff zu sein. Es wohnen stolze, schöne, gesunde Menschen hier oben — vielleicht sind es Abkömmlinge vom Stamme der Inkas.

Am Ausguck

Eine praktische Uhr.

Ein Uhrmacher in Bolton (England) hat eine Uhrbauweise erfunden, die angeblich so gut wie gar nicht aufgezogen zu werden braucht. Sie soll ununterbrochen drei Jahre lang gegangen sein. Im Innern befindet sich eine Art Uhr, die bei jeder Bewegung des Handgelenks in Schwingung gerät und so die Feder spannt. Es genügt, die Uhr eine Stunde lang zu tragen, damit sie vollkommen aufgezogen ist; eine besondere Vorrichtung verhindert, daß die Feder überspannt wird. Läßt man die Uhr ruhig liegen, so läuft sie innerhalb 40 Stunden ab, doch braucht man sie nur wieder am Arm zu tragen, damit sie ihren Gang alsbald wieder aufnimmt.

Der Pons-Winnecke-Komet nähert sich der Erde.

Es ist damit zu rechnen, daß der Pons-Winnecke-Komet am 27. Juni sich der Erde bis auf eine Entfernung von 5,4 Millionen Kilometer nähert und während einiger Tage dem menschlichen Auge sichtbar sein wird. Seinen Lauf vom Polarstern hat der Komet beendet und zieht jetzt südwärts dem Äquator zu, wobei er mit einer Schnelligkeit von 900 000 Kilometer täglich der Erde näher kommt. Wenn die Entfernung von 5,4 Millionen Kilometer — am Weltraum gemessen — auch klein ist, so ist sie doch so groß, als daß ein Zusammenstoß des Kometen mit der Erde möglich wäre; dagegen ist die Bildung von Meteoroiden und infolgedessen ein lebhafter Sternschnuppenfall während der Tage seiner Erdbahn wahrnehmbar.

Schnelle Methode zum Putzen von Silberfaden.

Man kocht ein halbes Pfund in Stücke geschnittene gelbe Seife in einer entsprechenden Menge Wasser einige Minuten lang und fügt

dann ein halbes Pfund Schlemmkreide hinzu. Danach wird die gut umgerührte Masse vom Feuer entfernt, um etwas abzukühlen, und dann in Töpfe gegossen. Wenn ganz halt und fest, ist die Masse zum Gebrauch fertig. Sie wird über silberne Sachen gestrichen, nachher mit sehr heißem Wasser gewaschen, worauf, wenn getrocknet, die Gegenstände mit Leder gut abgerieben werden.

Eine mißgünstige historische Feier.

In Götting fand anlässlich der Wiederkehr des 900. Geburtstages Wilhelms, des Eroberers eine Gedenkfeier statt. Dem normannischen Königsstamm, das allerdings nicht einmal hundert Jahre in England regierte, scheinen die Engländer keine große Sympathie entgegenzubringen. In dem historischen Park, an dem Wilhelm der Eroberer, am 14. Oktober 1066 den Angelsachsen-König Harald II. erschlug und sich die Krone Englands aneignete, hatten sich kürzlich unter strömendem Regen etwa 40 Teilnehmer versammelt, von denen die Hälfte aus der Normandie gekommen waren. Der Aufbruch des Bürgermeisters, anlässlich des Gedenktages zu fliegen, waren die Bürger Göttingens nur durch Hissen von drei Flaggen nachgekommen, auch an dem offiziellen Umzug von Personen nach Götting beteiligte sich das Publikum nicht. In Poewien, wo der normannische Eroberer vor der großen Schlacht landete und sich auf die Erde werfend ausgesprochen hatte „Ich nehme schon Besitz von dem Königreich Englands“, begann die offizielle Feier. Eine kleine Gesellschaft im Rottum der selben Wilhelms, des Eroberers, zog den Weg entlang, den dieser feinerzeit mit seinen Mannen gezogen war. Im allgemeinen aber war die Feier mißlungen.

Intelligente Pflanzen.

Ist es dem Laien wohl schon einmal klar geworden, daß Efeu, Erbsen, wilde Wein oder gar die Schlingengewächse des Urwaldes sehr „kluge“ Pflanzen sein müssen? Denn das, was diese schlangenartigen Gewächse zu Wege bringen, um zum lebenspendenden Licht zu gelangen, übertrifft an Ausdauer und Geschicklichkeit vieles, was wir, in anderem Zusammenhang, als Leistungen höchster Intelligenz ansehen. Diese merkwürdigen „Technik im Pflanzenreich“ beschreibt Professor Adolf Wagner im neuesten Heft der „Koralle“ — aber er beschreibt sie nicht nur, er stellt sie lebhaftig dar an den ausgezeichneten, der Natur mit seltenem Glück abgewonnenen Bildern.

Büchertisch

Grimme - Gedenkbuch. Unter Mitarbeit von Prof. F. Wipermann u. a. herausgegeben von J. Schult (Sauerland-Verlag) 1920; kart. 2 RM., in Ganzleinen geb. 3 RM.)

Bücher zum 100. Geburtstag eines Dichters der über 30 Jahre tot ist, so daß keine gelegentliche Schranke seine gemeinnützige oder gemeinnützige Auswertung gefährlich macht, nehme ich nur mit einem gewissen Unbehagen in die Hand. Mögen sie auch von der Tüchtigkeit — vorab Geschäftstüchtigkeit ihrer Herausgeber laut Zeugnis geben, zumeist haften an ihnen aber auch ein übler Duft von literarischer Leichenflederei und literarischer Feindschaft für den Gimpelfang. — Da freut man sich doppelt, daß einem aus dem Grimme - Gedenkbuch frische herbe Vergnügen entgegenweht. Weil darin Männer am Werk sind, die warmen Herzens ihr Werk tun und mit reinen Händen ihre Gaben bieten. J. Schult, der verdiente Geschäftsführer des Grimme - Gedenkbuchs, schreibt als Heimgartenfreund und Landsmann des Heimatdichters, dessen „eigentliches Werk ist der Preis seiner sauerländischen Heimat.“ Prof. Wipermann, einer der besten Kenner unserer plattdeutschen Literatur, daß längst bewiesen, daß ihm sein Eintreten für den Bahnbrecher plattdeutscher Wissenschaften und literarischer Bedürfnisse ist, und Professor Grimme, dem Sohne des Dichters, führt die Kindesliebe die Feder. Solche Zusammenarbeit gibt Bürgerschaft, daß die reiche Auslese aus des Dichters hoch- und plattdeutschem Schaffen weitestgehenden Ansprüchen gerecht wird. Der billige Preis des Buches (300 Seiten, 6 Abbildungen, 1 Schriftprobe, 1 Notenbeilage) ermöglicht weitesten Kreisen die Anschaffung. An Grimmes 100. Geburtstag — 25. Dezember 1927 — sollte dieses Buch in jedem weislichen Hause unter dem Christbaum liegen.

Druck und Verlag: B. A. Sany, Altena. Verantwortlich: H. Semmelmann, Altena.



Seimat und Ferne

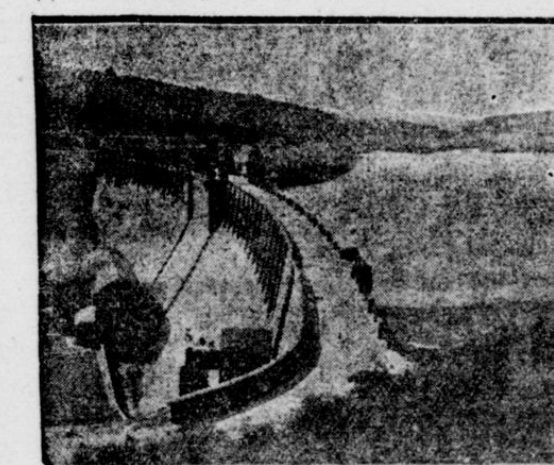
Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Nr. 25 Mittwoch, 22. Juni 1927

Tageswanderung ins westliche Sauerland

Wir lösen eine Sonntagskarte nach Lützen, die zur Rückfahrt auch ab Altena gültig ist. Wer über Hagen fahren muß und an jenem Orte solche Sonntagskarten nicht erhält, kann solche in Hagen nachlösen.

Vom Bahnhof Lützen scheid aus suchen wir das Amisbans an der Sauerseiderstraße auf; der Weg durch die Stadt beträgt etwa 15 Minuten. Nun treffen wir auf die Hauptwanderstrecke 6 des Sauerländischen Gebirgsvereins, die uns zunächst abwärts zum Schloß Neuenhof und weiter aufwärts am idyllischen Gehöft Stillebach vorbei durch Hochwald zur Homet führt. Von dem Aussichtsturm hier oben genießen wir einen weiten Fernblick nach Westen und Nordosten. Dann halten wir uns auf breitem Höhen- und Waldweg über 500 m hoch, bis kurz vor der Verlepperre. Unser Weg führt über die Sperr-



mauer und an der Ostseite des Sees entlang. Bis hierher waren es gut 3 Wegstunden. Haben wir den blauen Wasserpfad hinter uns gelassen, gehts in langamer Steigung das Ebbegebirge hinauf. Nach 1 1/2 Stunden befinden wir uns auf der höchsten Erhebung des Ebbe, der Nordhelle mit dem schlanken Kolbiturm, 663 m hoch. Der Turm, zum Andenken an den frühverstorbenen Gründer des Vereins, doch weitverzweigten Weges im Sauerlande, den Hagenen Ingenieur Robert Kolb, errichtet, bietet nach allen 4 Windrichtungen prächtige Aussicht. Im Norden begrenzen die blauen Höhen des Arnberger Waldes, im Osten das Rothargebirge mit dem Rahlen Altenberg, im Süden die Berge um Siegen herum und im Westen die klärsichtige Wetter der Rheingebirge den Horizont. Nur ungern lenken wir den schattensuchenden Blick wieder abwärts und den Wegzeichen zu.

Von der Nordhelle aus können wir in 1 1/2 Stunden abwärts auf Hauptwanderstrecke 12 nach dem schneegelegenen Herfeyd wandern, um von hier aus unter Nachholung die Bahn bis Plettenberg und weiter lensewärts über Altena hinaus zu benutzen, oder wir mit dem Postauto nach Lützen scheid zu fahren und ab dort die Rückfahrt anzutreten.

War uns diese Wanderung aber zu kurz, so steht uns ein lohnender längerer Heimweg zur Verfügung. Vom Kolbiturm bleiben wir noch 1/2 Stunde auf der Hauptwanderstrecke 6; wir wandern genau ostwärts, bis wir auf dem Bezirksweg nach Plettenberg stoßen, der nördlich abbiegt. Abwärts kommen wir an der Oesterfallperre vorbei, durch die Landschaft Simmelert und weiter über die Sundhelle nach 2 1/2-stündigem Marsch zur Stadt

Plettenberg. Die industriereiche Stadt liegt lieblich zwischen grünen Bergen eingebettet. Sehenswert ist die alte Stadtkirche. Die gesamte Marktleistung bis hier beträgt 7 1/2 Stunden. Von der Stadt Plettenberg führt eine Strahlenbahn und die Nebenbahn zum Bahnhof Plettenberg an der Venneferre. Bis Altena müßten wir nachlösen.

Diese Wanderung kann auf den Blättern Lützen scheid und Altena der Sauerlandkarte 1:50 000 des Sauerland-Verlages verfolgt werden.

Johannistag

Von Karl Meitner-Hedert.

Mit Sonnen-, Licht-, Farben- und Blumenfreuden wird der 24. Juni, der Johannistag, gefeiert, der Tag, den uralter Zauber glauben umspinn. Nicht nur im altgermanischen Mythos sind Reinigungs- und Zühnefeuer zu finden, die zur Zeit der Sommer Sonnenwende als erste Zeichen der Verehrung der Naturmächte den Himmel streben, man kannte bei allen Völkern — die Walsfeuer bei den Syrern, die „Abgötter“-Feuer bei den alten Juden, die römischen Pallienfeuer, — kein vollgültiges Opfer und Gebet ohne Feuer, ohne Licht. Schon Tausende von Jahren vor der Geburt Johannes des Täufers, des „Predigers in der Wüste“, dem der 24. Juni im fünften Jahrhundert als „Feiertag“ zugeworfen wurde, bildete der Sonnenwendtag die Schlusshöhe einer Reihe von Licht- und Freudenfesten, die einen Triumph der Sonne darstellten, gerade wenn die Sonne als Symbol des Lebens und Gedeihens im Begriffe steht, wieder den Geistern der Finsternis die Herrschaft abzutreten. Das Sommer Sonnenwendfeuer wurde im Laufe der Zeit durchweg zum Johannistag. Im Mittelalter war das Johannistagfeuer ein allgemein anerkannter öffentlicher Akt, der dadurch seine Weihe erhielt, daß Kaiser oder Fürsten die Flamme entzündeten. Mit seltener Fähigkeit hängt das Volk am Johannistag und den damit verbundenen Bräuten. Johannistag werden mit Vorliebe auf Bergen angezündet und von der heiteren Lustigen Jugend umtanzt. Wendland erinnert daran, daß nach germanischem Glauben die Sommer Sonnenwendfeuer für Freia, die lichte Göttin des Lebens, angezündet wurden, die außer der natürlichen Feuersglut die heiße, im Herzen lodern Liebe glut beschützte. Springt ein junger Bursche mit einem jungen Mädchen Hand in Hand über das Johannistagfeuer, so gilt dies vielfach als Verlobung. Im Bayrischen singt man dabei:

„Lustig soll die Fackel schwingen,
Wir, Liebste, wollen durchs Ehefeuer springen.“

Weil der Ehe neues Leben entflammt, wurden Feuer und Sonne damit in Verbindung gebracht; denn Licht in jeder Gestalt gilt seit alters her als Lebenselement. Eigentliche christliche Johannistagfeiern gibt es nicht. Es ist aber nicht Willkür, daß gerade der „längste Tag“ des Jahres Johannes dem Täufer gewidmet wurde. Man nahm dabei Bezug auf die Erklärung, die er für sein Verhältnis zu Christus gab: „Christus muß wachsen, ich aber muß abnehmen!“ Das Geburtsfest Christi fällt in die Zeit des zunehmenden, wachsenden Tages, der steigenden Sonne (24. Dezember). Der entsprechende Gegenpart, der Tag der abnehmenden Sonne, ist der 24. Juni, der Johannistag. Eine alte Bauernregel sagt: „Regen am Johannistag — nasse Ernt“ erwarten mag.“ Im Zusammenhang damit wurde Johannes, der als Täufer im Jordan die Taufe als Symbol der Reinigung von den Sünden vollzog, zum Schutzgott der Ge-

mässer, des Bades und der Schwimmer. So sehr das Johannistag im Sinne des altgermanischen Juhilfestes lustig und vergnügt begangen wird, so gilt doch vielerorts der Johannistag der Erinnerung daran, daß es von der lichten Höhe des Jahres nun wieder zur Tiefe geht, und er erhält dadurch den Charakter eines Totengedenktages. Große Bedeutung kommt dem Johannistag als höchstem Johesfest bei den Freimaurern (Logen) zu, da Johannes der Täufer früher als Schutzpatron der Bauleute galt, und die Freimaurerei aus den mittelalterlichen Bauhütten hervorgegangen ist. In der Posse wird der Johannistag weniger als der Tag des Johannes, des unmittelbaren Vorläufers Christi, gefeiert, sondern mehr als Sommer Sonnenwendtag, der das siegende Tagesgestirn verherrlicht. Zu dieser Posse gehört auch der vielbesungene Lichtzauber des Johannestages, das in den ältesten Sagen überall dort zu finden ist, wo — wie in der Johannistag — das geheimnisvolle Wesen und Treiben in der Natur Anlaß zu volkstümlichen Spuk- und Gespenstergeschichten gab.

Die Geheimnisse der Sibylle

Wenn man Neapel auf der Straße nach Pozzuoli verlassen und den Vorneisse passiert hat, sieht man linker Hand einen steilen Hügel, in dessen Seite eine tiefe Höhle hineinführt. Es ist das Heim der berühmten Sibylle von Cumae, welches Forschungen und Ausgrabungen der jüngsten Zeit freigelegt haben. Man sieht wieder vor einem Triumph der archaischen Wissenschaft, die hier außerordentlich interessante Ergebnisse zu Tage gefördert hat und weitere erwarten läßt.

Zunächst: was versteht man unter Sibyllen? Es sind mit der Gabe der Weissagung ausgezeichnete Seherinnen und Prophetinnen, die schon im frühesten Altertum vorkommen. In der griechischen Literatur erscheint eine Sibylle zuerst 500 v. Chr. bei Heraklit. Auch Plato spricht von einer Sibylle, während später bis zu zehn genannt werden. Am berühmtesten war die erghräftige, bei der Aeneas sich Rat holte, bevor er in die Unterwelt hinabstieg. In Italien genos das größte Ansehen die Sibylle von Cumae, die Hüterin der neun heiligen Bücher. Bekannt ist die Geschichte von Tarquinus Superbus, dem sie die Bücher für einen sehr hohen Preis zum Kauf angeboten hatte. Als dem König der Preis zu hoch schien und er handeln wollte, verbrannte sie drei der Bücher und bot ihm die übrigen sechs für den alten Preis an. Wieder lehnte Tarquinus ab, und wieder verbrannte die Sibylle drei Bücher. Für den Rest forderte sie dann abermals den gleichen Preis wie für alle neun, den der König, stützig geworden, nun auch bereitwillig. Die Bücher wurden sorgfältig aufbewahrt und nur bei ganz besonderen Umständen, wenn das Staatswohl es erforderte, auf ausdrücklichen Senatsbeschluss befragt. Sie sind erst 83 v. Chr. bei einem Brande vernichtet.

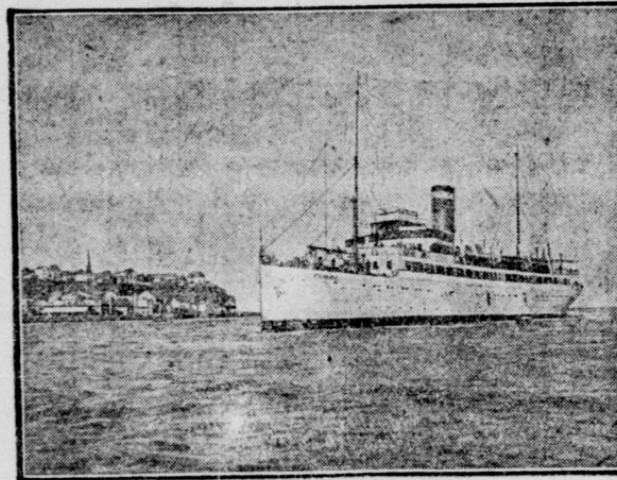
Doch zurück zu der Höhle bei Cumae. Es hat zweifelhafte Arbeiten bedurft, um einen Weg zu ihr zu bahnen. Die Trümmer und Zerstörungen von Jahrhunderten waren auf einer Strecke von 500 Metern zu beseitigen, und schließlich mußte man noch einen türgroßen Eingang durch harten Fels schlagen, um bequem Zutritt zu haben. In der Höhle, die man bei Fackelbeleuchtung besichtigen kann, wurden zahlreiche Statuen und Fresken gefunden, auch Inschriften mit den Namen der Priesterinnen der Sibylle. Den Altar der letzteren hofft man in Bälde freizulegen.

Die Sibylle pflegte ihre Sprüche den Waholenden, die zu ihr keinen direkten Zutritt

Ferienfahrt nach Helgoland



„Cobra“ und „Kaiser“ auf der Helgoländer See.



Sechsbüderdampfer „Cobra“ der Hamburg-Amerika Linie vor Helgoland.



Helgoland von der Düne aus gesehen.

In Hamburg muß man die Reise anfangen. Und mit Hamburg. Fagerbecks Tiere, das Chielehaus, der Stadtpark, der Klinkerbauten, der Jungfernstieg, die Oberalfen, Labshau und der unendlich weite Hafen — das alles gibt es so nur einmal. Alles ist relativ, aber das Erlebnis dieser Stadt bei jedem Binnenländer sehr tief. Doch darf man eigentlich raten, eine Helgolandsfahrt in Hamburg zu beginnen? Ist die Gefahr, hängen zu bleiben, nicht viel zu groß?

Im Hafen steigt man auf die „Cobra“. Oder auf den „Kaiser“. Von diesen schönen, weißen, sehr bequem eingerichteten Schnellschiffen des Papag-Seebüderdienstes fährt im Sommer alle Tage eins. Die genaue Strecke heißt: Hamburg — Cuxhaven — Helgoland — Wustenried — Sylt. Die Fahrtdauer beträgt insgesamt 10 Stunden. Woanders geht der Reisefog von der Erholung ab. Hier muß man ihn hundertprozentig hinhinlegen.

Das Schiff bahnt sich mit Sicherheit im Getriebe von Ozeanriesen, Frachtdampfern, japsischen Motorbooten und schlanken Schuten durchs brieselnde Wasser seinen Weg. Das Hafengebiet geht allmählich verloren, die fetten Delantanks und die Knochengerüste der Werften werden seltener, man fährt an Finkenwärden vorbei, denkt an Gorch Fock. — Blankenese wundert sich über unsere Vergnügtheit und schüttelt im Wasserpfingelbild das bergige, baumbeladene Haupt. Auf lange Zeilen säumen Blumen bunt das Ufer.

In Cuxhaven gibt es einen kleinen Aufenthalt. Passagiere steigen aus und ein, Post kommt an Bord, frische Fracht und das erste bißchen originaler Nordseeluft. Vielleicht ist der Unterschied zum Festlandklima in Wirklichkeit weniger groß als in der Einbildung. Aber das ist egal. Wir alle schnuppern mit Begeisterung. Sogar der Küchenjunge schnuppert mit. Oder hat er etwas am Essen versalzen?

Wundervoll ist dann die Weiterfahrt. Die Ansichtskarten, die bekanntlich nie lügen, behaupten in einem extra aufgedruckten Stempel, man befände sich nun „auf hoher See“. Und das Barometer der Reisendengefühle verzeihet entsprechend: hohe Seligkeit. Ob Sonnenschein, Gewölke oder Sturm, das Meer ist im ein merkwürdiger Ort, die Häuserfronten immer anders, aber immer schön. Und fast stets in gemeinsamer Windrichtung; der

kommt man zum Genuß. „Cobra“ und „Kaiser“ sind so gebaut, daß es schon besonders unglücklicher Umstände bedarf, um seetkrank zu werden. Langsam versinkt hinterm Horizont die „Alte Liebe“, die Mole von Cuxhaven, das letzte Stück Festland, „uns Seelenten“ natürlich Anlaß zur Sentimentalität. Nach einer Stunde taucht, erst grau, dann rot, die Schiffsfarbe der neuen Liebe auf: Helgoland. Es wird eine große Liebe.

Um den roten Fels schaukelt einen der Rahn ins Unterland, locken „die großen Gefühle“, das Kurhaus, das Promenadenkonzert — das ist alles sehr hübsch, unübertrieben, man wirft nicht mehr Mondanität auf die Insel, als sie vertragen kann. Um das Oberland ist man, wenn man sich die Zeit nimmt, in einer Stunde herumgelaufen. Man tut das einmal, zweimal, und dann hat man noch lange nicht genug. Der Rundblick ist überwältigend. Unterblatzt das Meer die Musik der Ewigkeit. Und dann gehen wir auf Entdeckungsfahrt ins Innere des Landes.

Der Ort mit seinen fünfzehnhundert Einwohnern, soweit er auf dem Oberland gelegen ist, auch wenn man von allen Privilegien absieht, ist, auch wenn man von allen Privilegien absieht, ein merkwürdiger Ort, die Häuserfronten immer anders, aber immer schön. Und fast stets in gemeinsamer Windrichtung; der

Straße wird so gern die Rückseite präsentiert. Das ist fieslich. Fieslich ist auch die Umgangsprache. Sonst hat sich an alter Heimatkultur leider nicht mehr erhalten. Das ist um so erklärlicher, als über die Hälfte der Bevölkerung vom Fremdenverkehr lebt. Der Rest, soweit er nicht für die Behörden arbeitet, dominiert den halben Tag, von einem knackenden Weischen zur Unzeit erschreckt, abstreicht und weit weg wieder aufbaut.

Wohl kennt man in der Balzeit auch diese Jagd in Sibirien, ebenso interessant aber, wegen der vielgestaltigeren Schattenspiele, die vielleicht noch fesselnder, ist die Fähr mit den Raikis im Spätherbst, wenn schon der Lärche grünes Sommerkleid vergibt und der erste Schnee gefallen ist. Dann ist die Nahrung des Jagds beschränkt, und er sucht sie auf Tannen, Fichten und Zirkeln. Am leichtesten trifft man ihn in den Morgenstunden oder gegen Abend, während er um die Mittagszeit irgendwo reglos verborgen bleibt.

Die Raikis jagen den vor uns liegenden Abhang hinab. Nach kaum einer Minute springen sie schon wütend und Hals gebend an einer mächtigen Nische hoch. Dort hatten sie Auermilch ausgemacht, das bei dem wütenden Verbleiben keineswegs abstreicht. Viel empfindlicher verhält sich dagegen der kleine Hahn, der den laut werdenden Hunden nicht lange handhelt und oft genug vorzeitig poltern abgeht. Das wissen die meisten Raikis sehr wohl, und wir konnten sicher sein, daß sie, wenn sie Birkwils ausgemacht hatten, nicht hellauf Hals gaben, sondern nur erregt und ungebildig winkten.

Fünfzig Meter vor uns war also Auermilch. Wir sahen genau den Baum, konnten aber den Hahn nicht entdecken. Jetzt rief Semjon Pawlowitsch mich am Arm, in die schneeweiße Leinwand zu zeigen. „Dort, Gospodin, dort, ein Hahn, unterhalb des Gipfels!“ Ich strengte meine Augen an. Aber ich konnte ebenso wenig wie Imquill etwas entdecken. Das Gelächter der Raikis wurde immer ungeduldiger. „Dort, ich schreie, Gospodin, bitte, dort!“

Der gute Bursche zitterte vor Aufregung und Eifer. Ich nickte lachend. Was tat es, wenn er ein Vog in die Luft schoß? Ich habe schon sechsmal auf den gleichen Hahn aus schlechten Stellungen geschossen, ohne daß er abstrich. Höchstens, daß er verwundet den Kopf hob, bis ihn endlich eine Kugel erwischte.

Strahlend vor Glück rief Semjon Pawlowitsch sein Gewehr an die Wange. Um Himmels willen! Er wollte doch nicht mit der schweren Büchse dem Hahn zu Leibe gehen? „Wenigstens!“ wollte ich ihn eben anrufen und ihm die Wundstichbüchse reichen, da hatte er auch schon abgefeuert. Pollernd stürzte der Hahn durch die Zweige, daß der Schnee in einer dichten Wolke nachflaute.

Wir waren fassungslos. Hatten wir je gehabt, einen solchen Schützen bei uns zu haben? Aber eigentlich mußten wir überhaupt nichts von unserem Gefährten, als daß er ein ausgebrochener Sträfling war. Viel später erst erfuhr man sein abenteuerliche Lebensgeschichte unter anderem auch von seiner Fahnenflucht aus einem sibirischen Scharfschützenregiment. Natürlich hatte ein Frauenzimmer dahinter ge-

und träge, und selbst Wä und Wolf konnten nicht ihre Jagdlust wecken. Die sibirischen Jäger lassen daher in der Jagdzeit ihre Raikis sich die Nahrung selbst suchen und reichen ihnen auch dann nichts, wenn an Fleisch übergenug da ist. Die Raika ernährt sich dann von Mäusen und allerhand kleinem Getier, das sie meisthaft zu erbeuten versteht. Wir machten diesen Brauch nicht mit, hielten aber st. ag darauf, daß an Jagdtagen morgens die Hunde keinerlei Futter, am allermeinsten Fleisch bekamen.

Interessant ist die Tatsache, daß zwischen den so nahe verwandten Raikis und den Wölfen eine grimmige Feindschaft besteht; wenn Wolf und Raika sich treffen, kommt es unbedingt zu einem Kampf, der mit dem Tode des Schwächeren endet. Nur in einem Fall wurde mir glaubhaft berichtet, daß in der Wölfszeit eine Wölfin mehrmals nachts sich einem Jägerlochhaus am Rande der Taiga näherte und von dem Hunde des Jägers, eines Ojtschaks, gedeckt wurde.

Zwei Stunden waren wir unterwegs. Die Sonne war vor kurzem erst aufgegangen, das Venatal lag noch im Friehtlicht, während auf der Höhe schon die Strahlen des Tagesgestirns ihren Schein über den blendenden Schnee gossen und lichtblaue Schatten hervorzauberten. Jetzt war der Ramm des Berges erreicht. Uns gegenüber stiegen wie weißbemannte Kliefen die Gedenken einen Höhenzug hinauf und vor uns breitete sich das Tal, geklüftet und felsig, in dem wir auf das Auermilch zu stehen hofften.

Man darf die sibirische Auermilchjagd nicht mit der bei uns zu Hause verglichen, nicht an die mühevollen, so oft vergeblichen Aufstiege in Nacht, Nebel und Kälte denken, nicht an die zahllosen verpackten Gänge und Gelegenheiten, wenn der balzende Hahn, von einem knackenden Weischen zur Unzeit erschreckt, abstreicht und weit weg wieder aufbaut.

Wohl kennt man in der Balzeit auch diese Jagd in Sibirien, ebenso interessant aber, wegen der vielgestaltigeren Schattenspiele, die vielleicht noch fesselnder, ist die Fähr mit den Raikis im Spätherbst, wenn schon der Lärche grünes Sommerkleid vergibt und der erste Schnee gefallen ist. Dann ist die Nahrung des Jagds beschränkt, und er sucht sie auf Tannen, Fichten und Zirkeln. Am leichtesten trifft man ihn in den Morgenstunden oder gegen Abend, während er um die Mittagszeit irgendwo reglos verborgen bleibt.

Die Raikis jagen den vor uns liegenden Abhang hinab. Nach kaum einer Minute springen sie schon wütend und Hals gebend an einer mächtigen Nische hoch. Dort hatten sie Auermilch ausgemacht, das bei dem wütenden Verbleiben keineswegs abstreicht. Viel empfindlicher verhält sich dagegen der kleine Hahn, der den laut werdenden Hunden nicht lange handhelt und oft genug vorzeitig poltern abgeht. Das wissen die meisten Raikis sehr wohl, und wir konnten sicher sein, daß sie, wenn sie Birkwils ausgemacht hatten, nicht hellauf Hals gaben, sondern nur erregt und ungebildig winkten.

Fünfzig Meter vor uns war also Auermilch. Wir sahen genau den Baum, konnten aber den Hahn nicht entdecken. Jetzt rief Semjon Pawlowitsch mich am Arm, in die schneeweiße Leinwand zu zeigen. „Dort, Gospodin, dort, ein Hahn, unterhalb des Gipfels!“ Ich strengte meine Augen an. Aber ich konnte ebenso wenig wie Imquill etwas entdecken. Das Gelächter der Raikis wurde immer ungeduldiger. „Dort, ich schreie, Gospodin, bitte, dort!“

Der gute Bursche zitterte vor Aufregung und Eifer. Ich nickte lachend. Was tat es, wenn er ein Vog in die Luft schoß? Ich habe schon sechsmal auf den gleichen Hahn aus schlechten Stellungen geschossen, ohne daß er abstrich. Höchstens, daß er verwundet den Kopf hob, bis ihn endlich eine Kugel erwischte.

Strahlend vor Glück rief Semjon Pawlowitsch sein Gewehr an die Wange. Um Himmels willen! Er wollte doch nicht mit der schweren Büchse dem Hahn zu Leibe gehen? „Wenigstens!“ wollte ich ihn eben anrufen und ihm die Wundstichbüchse reichen, da hatte er auch schon abgefeuert. Pollernd stürzte der Hahn durch die Zweige, daß der Schnee in einer dichten Wolke nachflaute.

Wir waren fassungslos. Hatten wir je gehabt, einen solchen Schützen bei uns zu haben? Aber eigentlich mußten wir überhaupt nichts von unserem Gefährten, als daß er ein ausgebrochener Sträfling war. Viel später erst erfuhr man sein abenteuerliche Lebensgeschichte unter anderem auch von seiner Fahnenflucht aus einem sibirischen Scharfschützenregiment. Natürlich hatte ein Frauenzimmer dahinter ge-

steckt. Uns konnte es gleich sein. Jedenfalls war er ein braver, treuer und brauchbarer Kerl. Der Hahn war von dem schweren Halbman- telgelschloß vollkommen gerissen und nur ein Klumpen von Blut und Federn, den der Russe unter verwundernden Ausrufen kopfschüttelnd betrachtete.

Wir schossen an diesem Morgen noch vier Auermilch und zwei Birkwils. Dann kehrten wir zurück, um unsere Lokas für die geplante Frühjahrsreise gut zu verstaufen. An eine Fahrt stromabwärts war nach den hohen Kälte- graden der letzten Tage jetzt nicht mehr zu denken.

Am nächsten Tag brachen wir wieder nach dem Baikal auf.

Tadsch Mahal, eine Gralsburg treuer Liebe

Von Dr. Ludwig Halla-Wien.

Waffengeklirr erfüllt auch Indiens, dieses wunderbaren dreihundert Millionenlandes Geschichte. Seine Fabelschätze und Fruchtfülle locken immer wieder fremde Eroberer. 1526 drang Baber, aus dem Geschlechte Tamerlans des Mongolen, der in Samarkand Hof gehalten, siegreich über die wildzerrissenen Felspässe Afghanistans in Indiens prangende Gefilde und begründete das Kaiserreich des Großmoguls. Sein Enkel, Akbar der Große, vereinte dauernd durch starke Hand oder auch dank duldamer Mäßigung weite Lande und Basaltenstaaten und baute sich an der Dschamuna, einem Nebenstrom des Ganges, zu Agra jene riesige Veste mit den zweihundertzwanzig halbrunden trostigen Türmen. Noch jetzt erregt diese Stein gewundene faragische Ritterschlange das Staunen jedes Reisenden.

Später zauberte Akbars Enkel, Schah Dschahan, in diesen himmelsternen Festungskreis von Agra seinen weißschimmernden Marmorpalaß mit der spielerischen Pracht seiner Säulengänge, Bogenhallen und Kuppeln. Welch seltsames Gewirr von Höfen und Gängen, umponnen von Arabesken und Einlegearbeiten in blutrotem Karneol! Wohlgedämpft flüster die Glutsonne in die süße Gesteinsmoschee, die Raghina Maschid. Weidenzart duffen die Schatten im Grunde des Pinn der Perlmoschee. Verträumt suchen irrende Lichtstrahlen im Jasminturm, dem Harem der vielgeliebten Gemahlin Schah Dschahans. Das melodisch murrende Plätschern des Springquells ist heute freilich verstummt, und das fabelhafte Kirren der Seidentepiche und Goldstickereien der Pergelgeschmeide und unerhört funkelnder Juwelen des reichsten Hofes Asiens müssen wir uns hinzuträumen.

Hierher führte Schah Dschahan 1615 die wunderliebende Prinzessin Arschmand Banu, die Enkelin seines persischen Schatzministers, als Kaiserin ein und verliebte ihr den Titel Mumtaz-Mahal, Fierde des Palastes. Mit einer im Morgenlande seltenen Anhänglichkeit liebte der Mogulkaiser die schöne Frau, die ihm sieben blühende Kinder schenkte.

Bei der Geburt des achten — Schah Dschahans späteren Lieblingssohne Dschahanara — lenkte der Todesengel Israel seinen Schleier über die schönste aller Menschenblüten. Aus der Ferne Südbiens brachten Karawanen die indische Hülle der Mogulkaiserin in die prangenden Gärten des heimischen Agra. Der untröstliche Gatte aber schwor, der Geliebten den unergleichlichsten Grabdam auf Erden zu bauen.

Und fürwahr! Worte sind zu schwach, Schönheit, Reine und Innuit dieses Marmortraumes zu künden, der inmitten tropischer Gärten auf gleißt. Kreischend flattern grüne Papageien empor, graue Eichhörnchen huschen um das Wurzelwerk der Baumriesen. Geier kreisen in Scharen als Kinder ewig gegenwärtigen Todes.

Sobald die mörderische Mittagsglut ein wenig nachgelassen, fährt ich voll Spannung zu dieser weidewollsten aller Totenstätten. Zwischen Palmengärten flammen Oleanderbüsche Lebensbäume reihen sich wie das Geleite eines Trauerzuges.

Zuerst prächtige Vorbauten. Durch einen Laubengang gelangt ich in den Mauerring der eigentlichen Totenstadt. Wie gebannt stehe ich vor dem 30 Meter hohen persischen Siegestor mit seiner riesigen Kiebbogenfische, dessen Steinmaße Blumenmofais aus weißem Marmor beleben.

Endlich trete ich durch eine kleine Pforte in die echoraumende Vorhalle, deren hübschen Schatten ich rasch durchschreite. Schon leuchtet in unschärfer Helle am Ende eines Zypressenbaumwegs die schneeweiß schimmernde Grals-

burg der Liebe, der strahlende Ruppelstom des Tadsch Mahal. Erhabenheit, feierliche Veruhigung entrichten wie eine mächtige Sage ins Zeitlose. Jeder Stambul noch Raito erlangen ähnliche Vollendung.

Befangen wage ich es lange nicht, dem strahlenden Bau, der sich vom tiefblauen Himmel abhebt, zu nahen: Mir ist als ob das hohe Gefühl der Verunkenheit sich zerreißt mühte Zauberhafter wirds hier vollends, wenn die Feuerluft des Sonnenuntergangs verlobert und der monnevolle Rumbau gleich einem lebenden Traumwesen auflöst, dann langsam verdammt.

Wie eine überirdische Offenbarung schreht der Tadsch vollends bei bleichem Mondlicht zwischen den harten Schattentristen fremdartiger Bäume, während betäubender Blumenluft den Büschen entströmt und hundert Glühkäfer im Hochzeitsflug schwirren.

Der Hauptdom des Tadsch — 65 Meter hoch — ist aus weißem Marmor mit lichten, bläulichen Adern. Zwischelfelder und Sockel zeigen Blüten und Rankengewinde aus Halbedelsteinen. Gar wunderbar wirkt das sanfte Lichtspiel durchgehener Marmorfenster im Innern mit seinem Irrkreis von acht Kapellen, die den innersten achtgedigen Weiberraum umgeben. Langbärtige muslimische Totenwächter leuchten hinab zu den schlichten blumenbegabenen Schrägen des Herrscherpaars, das die Liebe noch im Tode innig vereint.

Schah Dschahans eigentlicher Riesenplan blieb unvollendet. Er dachte sich in einer Art Götterwahn einen zweiten ähnlichen Bau, doch aus schwarzem Marmor am anderen Ufer des Stromes durch eine Riesenbrücke mit dem eigentlichen Tadsch verbunden. Graufam aber griff das Schicksal wie bei vielen Gemaltherrschern des Ostens in das Leben dieses prunkvollen Fürsten.

Während er einst krank darniederlag, bemächtigte sich sein eigener Sohn Aurangzib des Thrones und hielt fürder den Vater während seiner letzten acht Lebensjahre in strengster Gefangenhaft auf Agros Veste. Nur von fern durfte der Unglückliche von den Säulern des Jasminturmes nach dem Kronpalaß, dem Tadsch Mahal, diesem Traum seines Lebens hinübersehen, aber niemals wieder dem Sarge seiner Gattin nahen. Mit rührender Zärtlichkeit betreute ihn sein Augentrost, die Lieb- lingssohne Dschahanara.

Heute noch pflegen Mohammedanerinnen aber auch hindugläubige Frauen Blumen auf die Wäde der Liebenben zu streuen. Dann schreiten sie wohl in harmlosem wunden Gruppen zum Bade im nahen Strom. Ein vermittelter Bootsmann rudert mich ein Stück hinüber. Geisterhaft spiegeln sich die Marmorkuppeln und ihre beiden Kuppelmoscheen in den Wassern. Lautlose Einsamkeit schweigt wie in verumfängerer Feenhaftung, ängstlich und beklommen.

Erfi in den Gäßchen einer nahen, halb dorst- artigen Siedelung, des Tadsch Gansh, wohin ich durch einen riesigen indofaragischen Kreuzgang gerate, tollern braunhäutige Bengels mit farbigen Rappchen, klappern offene Werkstätten und summen Wespen um die Garküchen und tropischen Obstbän: Bettelleben dicht neben Kaiserpracht.

Corbillerenritt

Von Sufe Tornwaldt.

Es ist lebhaft in unserem Ratto. Drei Maul- tiete knurzen den Mais, den Juan, der In- dianerjunge, ihnen auf die Erde geschüttet, und da Sanftmut keine Maultiergung ist, so kom- men sie sich dabei ins Gehege. Loba aber fühlt sich verpflichtet, Schlichtungsausschuß zu spie- len, indem sie laut bellend zwischen die Beine dieser Tiere fährt.

Wir sind in der Zuckerrohr-Proving Tucuman. Leuchtend im Sonnenschein, liegen die Corbilleren mit ihren schneebedeckten Gipfeln vor uns. Morgen werden wir hinreiten — durch den Urwaldbrand wie schon oft, unter Vorbeerstämmen und wilden Apfelfirngebäumen mit goldenen Früchten — und weiter zu einem Dorf, das 2000 Meter hoch in einem Bergtal liegt. Tadi del Valle heißt dieses erste Ziel.

Morgens um 4 Uhr wird bei Laternenschein gestartet. Maultiere und Criollofittel — beides ist ungewohnt und bewährt sich sehr im Laufe der nächsten Tage. Das kleinste Mula bekommt die Last, die in zwei dicken Säcken über dem Packstättel absteht und dem kleinen Vieh bis an die langen Ohren reicht. „Taboada höhet — so felt wird die Schlinge um sein rundliches Nuchlein gezogen. (Ich habe die drei der Einfachheit halber nach ihren Besitzern getauft.) Don Felipe, der Führer, reitet ein Pferd, das hierzulande billiger ist als ein gutes Maultier.